

Jedes Ding hat keine Zeit?
Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen
Hartmut Rosa

I Drei Ebenen der Zeit

„Jedes Ding hat seine Zeit“: So steht es schon in der Bibel, in Prediger 3. Genauer heißt es da: „Jegliches Ding hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel seine Stunde. Das Geborenwerden hat seine Zeit und ebenso das Sterben; das Pflanzen hat seine Zeit und ebenso das Ausraufen des Gepflanzten; das Zerstören hat seine Zeit und ebenso das Heilen; das Einreißen hat seine Zeit und ebenso das Aufbauen; das Weinen hat seine Zeit und ebenso das Lachen; das Trauern hat seine Zeit und ebenso das Tanzen; das Hinwerfen von Steinen hat seine Zeit und ebenso das Sammeln von Steinen; das Liebkosen hat seine Zeit und ebenso das Meiden der Liebkosung; das Suchen hat seine Zeit und ebenso das Verlieren; das Aufbewahren hat seine Zeit und ebenso das Wegwerfen; das Zerreißen hat seine Zeit und ebenso das Zusammennähen; das Schweigen hat seine Zeit und ebenso das Reden; das Lieben hat seine Zeit und ebenso das Hassen; der Krieg hat seine Zeit und ebenso der Friede“. Unabhängig von allen religiösen oder gar theologischen Fragen, um die es hier nicht gehen soll, lassen sich in diesem Textauszug bzw. an den genannten Tätigkeiten und Verrichtungen drei Zeitebenen identifizieren, die zusammengenommen ‚unsere Zeit‘, die Zeit des Menschen, bestimmen: Zunächst finden wir *alltagszeitliche* Tätigkeiten: Pflanzen und ernten, suchen und finden, zerreißen und zusammennähen etc. Aus solchen und vielen anderen Handlungsepisoden setzt sich der Alltag handelnder Akteure zusammen, und wenn diese über ‚ihre Zeit‘ (oder ihre knappe Zeit) reflektieren, so beziehen sie sich etwa auf Arbeits- und Öffnungszeiten, auf Fristen und Deadlines, auf Termine und Fahrpläne, die es einzuhalten bzw. zu synchronisieren gilt. Daneben (oder darüber) befinden sich jedoch Vorgänge, die nicht alltägliche Routinen beschreiben, sondern eine *lebenszeitliche Perspektive* erfordern: ‚Unsere Zeit‘ (als handelnde Akteure) ist auch die Zeit zwischen Geborenwerden und Sterben, und wer auf ‚seine Zeit‘ reflektiert, kann damit auch aus der Alltagszeitperspektive heraustreten und sich auf sein Leben als Ganzes beziehen, in dem es etwa eine Zeit des Wachsens und eine des Schwindens der Kräfte gibt sowie eine Zeit der Liebe und des Gebärens, aber vielleicht auch eine Phase der Einsamkeit etc. Die Lebenszeit in diesem Sinne ist nicht durch repetitive Routinen, sondern durch das einmalige Durchlaufen einer ‚Lebenslinie‘ (oder, je nach historisch-kulturellem Zeitregime, des

Lebenskreises) gekennzeichnet. In diesem Sinne reden Subjekte etwa von ihrer Kindheit, ihrer Jugendzeit, ihrer Militär- oder Studienzeit als Lebensabschnitten. In Krisenzeiten, wenn die Routinen des Alltags in Frage stehen, erinnern sie sich dieser Abschnitte und hinterfragen ihre Bedeutung. Abgesehen davon denken Subjekte insbesondere in biographischen Übergangsphasen, also zum Beispiel nach der Schule oder am Ende der Berufstätigkeit, über ihre Lebenszeit nach, weil hier die Routinen der Alltagszeit vorübergehend aussetzen und die Frage entsteht, wie die verbleibende Lebenszeit zu gestalten sei. Wenn in dem Text indessen auch von Zeiten des Krieges und des Friedens die Rede ist, so sind damit weder Lebens- noch Alltagszeitliche, sondern epochenspezifische Vorgänge gemeint: ‚Unsere Zeit‘ ist in diesem Sinne auch unsere historische Zeit, die durch je epochenspezifische Merkmale (etwa als kriegerische oder friedliebende) gekennzeichnet ist. In diesem Sinne reden Subjekte etwa davon dass in ‚unserer (heutigen) Zeit‘ (im frühen 21. Jahrhundert mag das etwa heißen: der Zeit *der Klimaängste*, der *Terrorgefahr* oder *der Globalisierung*, des *digitalen Fernsehens* und *der Handykommunikation*) diese oder jene Auffassung oder Verhaltensweise nicht mehr angemessen oder praktikabel sei, während andere unerlässlich erscheinen, die es zuvor (etwa ‚zu Goethes Zeit‘) nicht waren. Subjekte sind in ihrer (biographischen) Lebensführung nun stets dazu gezwungen, diese drei unterschiedlichen Zeitperspektiven und -horizonte in ihren Zeitpraktiken miteinander zu vereinbaren und zu harmonisieren.¹ Sie müssen in der Lage sein, ihr Alltagshandeln im Lichte ihrer lebenszeitlichen Perspektive zu verorten und zu deuten und positiv auf ihre historische Zeit zu beziehen. Wo dies gelingt, so könnte man etwas pathetisch formulieren, gelingt Leben; wo es den Subjekten misslingt – weil ihre täglichen Routinen sich nicht in Bezug zu dem setzen lassen, was sie ‚in ihrem Leben‘ und ‚aus ihrem Leben‘ machen wollten, oder weil sie (oder jene Lebenspläne) nicht den Anforderungen und Geboten ‚ihrer (gesellschaftlichen) Zeit‘ entsprechen – droht ihnen eine Zeitkrise im Sinne einer biographischen (Orientierungs-) Krise: Sie fühlen sich, wie Peter Ahlheit zu zeigen versucht,² von ihrem Alltag, ihrem Leben und/oder ihrem Zeitalter entfremdet. Genereller formuliert bedeutet dies, dass die Allokation von Zeitressourcen stets von Erwägungen bezüglich aller drei Ebenen abhängt: Wieviel Zeit jemand mit Berufsarbeit, Familie, Freizeitaktivitäten und Körperpflege verbringt, hängt von seinen Alltagsroutinen, von seiner Lebensperspektive und von seiner Einschätzung des „Zeitgemäßen“ (bzw. der Erfordernisse der Zeit und der Zukunft) ab. Anhaltende Divergenzen in den Perspektiven zwingen dabei zu

¹ Vgl. Ahlheit 1988, Giddens 1987a, S. 144ff

² Ebd.

Anpassungsstrategien: Entweder wird die Alltagspraxis geändert oder das langfristige Lebensziel neu definiert. (Die Möglichkeit einer strategischen Veränderung der Zeitmuster und -perspektiven der je eigenen Epoche tritt dabei nur in Ausnahmesituationen ins Bewusstsein von Akteuren.) Alle drei Ebenen haben dabei, zum ersten, ihre eigenen zeitlichen Muster (Rhythmen, Sequenzen, Geschwindigkeiten, Synchronisationserfordernisse) und Perspektiven (d.h. ihnen eigene Vorstellungen oder Horizonte von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigen und von deren Relevanz für das jeweilige Handeln), und sind, zum zweiten, in hohem Maße sozialstrukturell bestimmt. Rhythmus, Geschwindigkeit, Dauer und Sequenz unserer Aktivitäten und Praktiken werden so gut wie nie von uns als individuellen Akteuren bestimmt, sondern sind fast immer in den kollektiven Zeitmustern und Synchronisationserfordernissen der Gesellschaft vorgezeichnet (etwa in Öffnungszeiten, Fahr- und Stundenplänen, institutionellen Rhythmen, zeitregulierenden Verträgen, Fristen etc.).³ Die Verknüpfung der drei Zeitebenen in der Perspektive der Akteure folgt dabei stets narrativen Mustern. Es sind kulturelle und individuelle Narrationen, in denen Alltagszeit, biographische Zeit und historische Zeit zueinander in Beziehung gesetzt und wechselseitig kritisiert und gerechtfertigt werden. In solchen narrativen Entwürfen wird zugleich die Gewichtung und Bedeutung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und damit auch die Relevanz und Gewichtung von Tradition und Wandel bestimmt. Jede Gegenwart erscheint darin als aus einer Vergangenheit begründet und auf eine Zukunft bezogen. Durch das narrative In-Beziehung-Setzen von Alltag, Lebens- und Weltgeschichte werden die kulturellen und institutionellen Formen des Wandels und der Beharrung legitimiert und gegebenenfalls kritisiert, wobei sich die Balance zwischen dynamischen und stabilisierenden Kräften, zwischen *Bewegung* und *Beharrung* historisch natürlich wandelt. Ich möchte nun im folgenden die These entfalten, dass sich in der modernen Gesellschaft auf allen drei Zeitebenen ein (die Balance unaufhörlich zugunsten der *Bewegung* verschiebender) sozialer Beschleunigungsprozess beobachten lässt, der den Dingen ‚ihre Zeit‘ zu nehmen scheint und in seiner spätmodernen Phase dazu führen könnte, die Fähigkeit der Subjekte zu untergraben, jene drei Zeitebenen biographisch zu harmonisieren.

³ Vgl. dazu ausführlich Garhammer 1999, S. 28ff.

II Sequenz, Dauer und Geschichte

Um dieses Argument zu entfalten, gilt es zunächst die Frage zu klären, in welchem Sinne die Dinge und Handlungen ‚ihre Zeit‘ haben können. Tatsächlich lassen sich auch hier drei verschiedene Bedeutungsebenen unterscheiden, die sich ebenfalls an dem eingangs zitierten Predigertext identifizieren lassen: Zum ersten kann damit gemeint sein, dass jeder Vorgang eine ihm zugemessene, bestimmbare *Dauer* hat: Eine Grippe dauert mindestens acht Tage, egal wie viele Medikamente wir schlucken, eine Schwangerschaft dauert neun Monate, die Grundschule dauert vier Jahre. Aber auch der Kindergarten, der Militärdienst, sogar jede Busfahrt, jedes Ding hat seine Zeit, weil es eine bestimmte prozessuale Dauer hat. Viele der im Predigertext angesprochenen Tätigkeiten lassen sich in ebendiesem Sinne interpretieren. Zum zweiten kann mit der Vorstellung, jedes Ding habe ‚seine Zeit‘ aber auch der *zeitliche Ort* einer Handlung (oder eines Ereignisses) in einer Ereignisreihe gemeint sein: Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter haben alle ‚ihre Zeit‘ im Lauf des Jahres – wenn es aber im August schneit oder Weihnachten Badewetter herrscht, dann scheint diese Ordnung gestört. In diesem Sinne haben etwa auch das Geborenwerden und das Sterben, oder das Pflanzen und das Ernten, aber auch das Arbeiten und der Ruhestand ihre ‚Zeit‘ in einer (zyklischen oder linearen) *Sequenz*. Liest man indessen den Predigertext aufmerksam, so fällt auf, dass er gegen seine Absicht noch einen dritten Sinn zum Ausdruck bringt: Dinge haben auch einen geschichtlichen Ort bzw. einen historischen Aktualitätshorizont, den ich hier in Ermangelung eines besseren Begriffs ‚Präsenszeit‘ nennen möchte: Die Babylonier hatten ‚ihre Zeit‘ und auch die Ägypter, die Pest ebenso wie AIDS und das Grammophon und der Stummfilm nicht weniger als der Cassettenrekorder und das Musikvideo. In diesem Sinne ist etwa die Zeit der Vorstellung, dass *das Zerstören* ebenso einen sequentiell ‚richtigen‘ Ort habe wie *das Heilen* abgelaufen, sie ist nicht mehr zeitgemäß; und auch die Idee einer festen Zeit des ‚Steine Hinwerfens‘ entstammt eindeutig einer anderen geschichtlichen Epoche. Ich werde nun im folgenden - für jede dieser drei Bedeutungen der Vermutung, dass jedes Ding ‚seine Zeit‘ habe, getrennt - zunächst diskutieren, was es jeweils heißen könnte, dass die Dinge ihre alltags-, lebensperspektivische- und historische Zeit *haben* – und daran anschließend, was es jeweils heißt, dass sie diese (Eigen-) Zeit *verlieren*.

III Dauer

Jedes Ding hat seine Zeit, das bedeutet zunächst und offensichtlich, dass natürliche ebenso wie soziale Vorgänge ihre ‚Eigenzeit‘ haben, d.h., dass sie durch eine gewisse Dauer gekennzeichnet sind, die sich in der Regel nicht ohne Veränderung ihres Charakters und ihrer Qualität manipulieren lässt. Wer eine Krankheit nicht auskuriert, wer das Korn nicht reifen oder einen Hefeteig nicht lange genug ruhen lässt; wer von einem Kind zu rasche Lernfortschritte erwartet, gefährdet das Gelingen der jeweils zugrundeliegenden Prozesse. Natürlich gilt auch das Umgekehrte: Korn, Brot und Kind können auch ‚verderben‘, wenn die rechten Zeitpunkte des Handelns verpasst werden. Solche Biorhythmen und Eigenzeiten sind in der Zeitforschung inzwischen zu einem zentralen Thema geworden.⁴ Dass Handlungen und Prozesse in diesem Sinne ihre je eigene Dauer haben, gilt vor allem für die Alltagsebene, aber auch für die lebenszeitliche und die historische Perspektive. ‚Es braucht alles seine Zeit‘ (das Schreiben eines Aufsatzes, das Einkaufen eines Computers, das Ausfüllen einer Steuererklärung) ist nicht zufällig zu einer Alltagsweisheit geworden; es gilt aber auch für den Lebenslauf: Schwangerschaft und Geburt haben ‚ihre Zeit‘, aber auch Alter und Tod, und auch das Lernen, die Liebe und die Trauer (wie uns der Predigertext erinnert). In epochenzeitlicher Perspektive halten sich nicht nur hartnäckig Theorien politischer oder ökonomischer Zyklen, z.B. der Kontratieffs, sondern Entwicklungs- und Modernisierungstheorien gehen bis heute davon aus, dass z.B. Staatenbildungs- oder Demokratisierungsprozesse, aber auch Reorganisationsvorhaben ‚ihre Zeit‘ benötigen und dass manche institutionellen Strukturen durch lange Bestandsdauer (Braudels ‚longue durée‘) gekennzeichnet sind. Ähnlich lässt sich vermuten (auch dies legt ja der Predigertext nahe), dass auch Kriege, Seuchen und Hungersnöte oder umgekehrt, Phasen des Friedens, der Entwicklung und des Wohlstandes ‚ihre Zeit‘, d.h. zumindest: eine *begrenzte* Dauer, haben. Erst Recht gilt das natürlich für Modewellen aller Art: Kleidungs- und Musikstile, Haartrachten und literarische Ausdrucksformen haben alle ‚ihre Zeit‘, die immer eine Zeit von begrenzter Dauer ist. Die moderne Gesellschaft ist indessen auf allen der genannten Ebenen durch den Kampf gegen die Dauer gekennzeichnet. Dass in ihr *alles was dauert, zu lange dauert* und *alles was Zeit beansprucht, zu viel Zeit beansprucht*, hat schon Günther Anders bemerkt.⁵

⁴ Stellvertretend für viele etwa Alfred Meier-Koll, Chronobiologie. Zeitstrukturen des Lebens, München: C.H.

Beck 1995.

⁵ Anders, Günther 1987: Die Antiquiertheit des Menschen (Bd. 2). München: Beck, S. 338.

Zeithunger und Zeitknappheit bezeichnen das dominante Zeitgefühl der Moderne, sie sind ein signifikantes Merkmal der Beschleunigungsgesellschaft, die in nahezu allen Lebensbereichen darauf abzielt, die Dauer von Handlungen und Prozessen zu verkürzen und damit den Dingen ‚ihre Zeit‘ zu nehmen bzw. deren Eigenzeit zu manipulieren. Tatsächlich lassen sich die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts wie die digitale Revolution an der Schwelle zum 21. Jahrhundert kaum anders denn als Beschleunigungsrevolutionen verstehen, die von dem Bedürfnis getrieben waren, Zeit zu sparen. Diese Zeitknappheit macht sich im *Alltagsleben* überall bemerkbar: Der Computer benötigt immer zu lange, bis er hochfährt und noch viel länger, bis er wieder ausschaltet. Die Ampel ist zu lange rot, im Wartezimmer des Arztes geht es ebenso zu langsam voran wie an der Kasse des Supermarktes. Der Alltag der Subjekte in der Spätmoderne ist zu einem ständigen Kampf gegen die Uhr geworden: *Was dauert, dauert zu lange*, die Dinge gehen niemals schnell genug.⁶ Wir versuchen mit allen Mitteln, ihre Dauer zu manipulieren, d.h. fast immer: sie zu verkürzen. Das gilt sogar für die Eigenzeiten der außermenschlichen Natur: So wird beispielsweise in der Landwirtschaft das Eierlegen von Hühnern dadurch beschleunigt, dass man den tageszeitlichen Wechsel von hell und dunkel mittels künstlichen Lichts auf 23 Stunden verkürzt. Andernorts werden Wachstumsprozesse durch Züchtung beschleunigt: Sogenannte „Pillarbäume“ beispielsweise tragen schon nach vier bis fünf Jahren volles Obst, während herkömmliche Baumarten dafür 15 und mehr Jahre benötigen. Allerdings werden sie auch nach weit kürzerer Zeit wieder unfruchtbar – es handelt sich bei ihnen gewissermaßen um „Wegwerfbäume“. Darin zeigt sich schon, dass der Versuch, die Dauer zu verkürzen und Eigenzeiten zu manipulieren auch jenen Prozessen und Entwicklungen gilt, welche erst in einer lebenszeitlichen Perspektive Gestalt gewinnen. Kaum ist etwa ein Kind geboren, geraten die Eltern in Panik, dass es ‚zurückgeblieben‘ sein könnte. (Es ist sehr aufschlussreich, hier auf die Sprache zu achten!) Ständig, berichten Ärzte, sitzen besorgte Eltern in den Sprechzimmern, die im Ton höchster Beunruhigung ihre Sorge darüber zum Ausdruck bringen, dass ihr Kind (je nach Alter) noch nicht richtig den Blick fixieren, greifen, sprechen, sitzen, krabbeln oder gehen könne (obwohl sie mit der Frühförderung schon in der Schwangerschaft – etwa durch Beschallung mit Englisch und Zwölftonmusik – begonnen hätten). Pandemisch und weltweit sind Eltern besorgt, dass der Nachwuchs nicht schnell genug sein könnte, dass man seine Entwicklung ein bisschen beschleunigen müsse. Politiker setzen dieses Bestreben nahtlos fort.

⁶ Vgl. etwa. Robinson/Godbey 1999.

Nach ihrer Auffassung können wir es uns angesichts des globalen Wettbewerbs ‚nicht mehr leisten‘, die Kinder erst mit sieben Jahren in die Schule zu schicken (in der Schweiz läuft derzeit eine Kampagne, das Einschulungsalter auf vier Jahre zu senken) oder auf die Frühförderung im Kindergarten zu verzichten. In ebendieser Logik der Beschleunigung wurde in der Bundesrepublik die reguläre Schulzeit bis zum Abitur von 13 auf zwölf Jahren verkürzt und dergestalt die ‚Turboschule‘⁷ realisiert. Und auch die jüngste Reform der Studiengänge lässt sich kaum anders denn als Beschleunigungsmaßnahme verstehen: Bis zum ersten Studienabschluss soll es nun nicht mehr zehn oder zwölf Semester dauern wie zu Zeiten des Magisters und Diploms, sondern nur noch sechs, während Doktorandenschulen flächendeckend helfen sollen, die Promotionsdauer zu senken. *Was dauert, dauert auch hier zu lange*, und so muten wir auch unserer Jugend diverse Formen der Wachstumsbeschleunigung zu. Der ‚Verdichtungswahn‘ ist dabei auch deshalb paradox, weil sich die durchschnittliche Lebensdauer in den westlichen Gesellschaften ja noch immer weiter verlängert, was eigentlich dazu führen müsste (oder doch könnte), dass sich die einzelnen Lebensphase dehnen. Stattdessen versuchen wir sie zu ‚stauchen‘, was im Ergebnis dazu führt, dass am Ende des Lebens eine immer längere ‚leere Restlaufdauer‘ entsteht, die zu einem sozialen, ökonomischen, moralischen und kulturellen Problem zu werden droht. Der Tod eines Familienangehörigen am anderen Ende des Lebenslaufes bedeutete dabei in allen bekannten Kulturen immer einen Einbruch einer anderen Zeitdimension in unsere Alltagszeit. Der Tod stellt (oder stellte bisher) die Alltagszeit der nahen Angehörigen gleichsam still, er setzt sie außer Kraft. Die Aufmerksamkeit gilt in dieser Zeit vor und jenseits aller Alltagsgeschäfte den Hinterbliebenen, den Trauerfeierlichkeiten und der Bestattung. Doch auch hier lässt sich in jüngster Zeit eine erstaunliche Veränderung beobachten: Insbesondere bei Urnenbestattungen müssen die Verstorbenen nicht mehr in einem bestimmten, kurzen Zeitraum beerdigt werden, die Hinterbliebenen können vielmehr über ein Zeitfenster von mehreren Wochen verfügen, in dem sie einen Bestattungstermin finden müssen. Das führt nun aber dazu, dass die Angehörigen diesen Termin in ihren Alltagskalender einzupassen versuchen, so dass sich auch hier die aus dem Alltag bekannten Synchronisationsprobleme ergeben: Die Trauerfeier kollidiert und konkurriert mit Ferienreisen, Arztbesuchen, Prüfungen usw. In diesem Sinne verlieren nun auch Sterben und Trauern ‚ihre Zeit‘, als Alltagsereignisse wird ihre Dauer stets unter ‚Kosten‘ verbucht und zu senken versucht. Seelsorger und Psychologen erforschen derweil die Probleme, die entstehen, wenn die Zeit für die

⁷ Fritz Reheis, Bildung contra Turboschule. Ein Plädoyer, Freiburg: Herder 2007.

Trauerarbeit fehlt und der Tod im Strom der Ereignisse seinen Status des Außeralltäglichen verliert. Auf der Temporalebene des *Zeitalters* schließlich zeigt sich der Beschleunigungsdruck in dem ständigen Bemühen, Innovationsgeschwindigkeiten zu erhöhen, das Reformtempo anzukurbeln und die Wachstumsraten zu steigern: Die ununterbrochene soziale Selbsttransformation im Wettlauf mit anderen lokalen, nationalen, regionalen oder globalen Standorten ist ein epochenspezifisches Erfordernis, das sich nicht zuletzt aus der im herrschenden Wirtschaftssystem unvermeidlichen Erhöhung der Kapitalumschlaggeschwindigkeit ergibt. Entwicklungsrückstände, Reformstaus oder ‚Economic Slowdowns‘, wie Rezessionen im angelsächsischen Sprachgebrauch genannt werden, sind die politischen Schreckgespenster der Epoche. Der Versuch, das Tempo zu erhöhen und damit die Dauer von Handlungen, Prozessen und Entwicklungen zu verkürzen, kann dabei drei verschiedene Formen annehmen: Man kann Handlungen und Prozesse selbst beschleunigen -*Fast Food, Speed Dating, Power Naps, Quality Time (with Kids)* oder *Drive-Through-Funerals* haben alle das Ziel, die Zeitdauer der verbundenen Prozesse zu senken –; man kann versuchen, Pausen und Leerzeiten zu verkürzen oder ganz wegzulassen (was dazu führt, dass enorme Synchronisationsrisiken entstehen: Verzögert sich ein Prozess (z.B. die Straßenbahn), führt dies zu Ausfällen beim Anschlussereignis (dem Sprechstundentermin); und man kann versuchen, durch Multitasking die Dauer zu verkürzen, die das Erledigen mehrerer Handlungen in sequentieller Ordnung erforderte. In der Konsequenz aber führt das unablässige Streben der Moderne, die Zeit ‚der Dinge‘ zu verkürzen, zu einer nicht-intendierten Nebenfolge, welche die zweite Bedeutung der ‚Zeit der Dinge‘ berührt: Prozesse und Handlungen verlieren ihren Ort bzw. ihre Zeit in den sequentiellen Ordnungsmustern.

IV Sequenz

Die Vorstellung, dass jedes Ding eine ihm zugemessene Dauer und einen festen zeitlichen Ort in der Ereignissequenz hat, entspringt historisch gesehen einer zyklischen Zeiterfahrung. Diese war vor dem Beginn der Neuzeit die kulturell bestimmende Form der Zeitwahrnehmung. Menschen und Kulturen haben vor allem deshalb einen Zeitsinn entwickelt, weil der Ort, an dem sie leben, in bestimmten Rhythmen seine Qualität ändert: Es wird Tag und es wird Nacht und damit einmal hell und dann wieder dunkel. *Jedes Ding hat seine Zeit* hat auf diese Weise eine einfache Natur-Bedeutung. Es gibt eine Tageszeit und eine Nachtzeit, und diese stehen in einem immer wiederkehrenden Rhythmus. Das gilt ebenso für den

Jahreslauf: Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter - jede Jahreszeit hat ihre Zeit. Die zyklische Kette, die sich daraus ergibt, lässt sich dabei leicht auf den menschlichen Lebenszyklus übertragen. Auf diese Weise reden wir vom Frühling oder Herbst des Lebens. Grundsätzlich bestimmt sich die Idee einer sequentiellen Ordnung also zunächst einmal daraus, dass vieles (zumindest in den gemäßigten Breiten) in der Natur einen bestimmten Platz und eine bestimmte Dauer in der zeitlichen Abfolge hat. In der Moderne hat sich indessen eine andere Zeiterfahrung etabliert: die Erfahrung eines linearen Zeitverlaufs, den man etwa am Kalender ablesen kann. Hier wird die Erfahrung der immer wiederkehrenden Ereignisse durch die Wahrnehmung verdrängt, dass die Vergangenheit unwiderruflich *anders* ist als die Gegenwart und dass diese wiederum anders als die Zukunft sein wird. Die Zeit formt dann nicht mehr einen Kreis, sondern sie bildet eine Linie des *Sich-immer-Weiterentwickelnden*. Zukunftshorizont und Vergangenheitshorizont treten, wie insbesondere Reinhart Koselleck in seinen einflussreichen Arbeiten deutlich gemacht hat, spürbar auseinander.⁸ Die Ereignisse haben nun ihren Platz nicht mehr in einer immer wiederkehrenden Ordnung, sondern in einer (historischen) *Entwicklung*. Entscheidend ist dabei, dass auch in dieser modernen Zeit zunächst noch die Prediger-Weisheit gilt, dass ‚jedes Ding seine Zeit hat‘, wenngleich diese Zeit nun zumeist nicht mehr die Naturzeit ist. Die Moderne hat die handlungsleitende Bedeutung der Naturzyklen weitgehend nivelliert. Wir können auch in der Dunkelheit Helligkeit erzeugen, im Winter heiße Momente erleben, in der Sauna und anderswo. Und wir können trotz des Sommers Kälte im Kühlschrank und in Kühlhäusern und in überdachten Skihallen generieren. Stattdessen haben sich in der modernen Gesellschaft neue, soziale Zyklen etabliert. Es sind nun diese, die den Handlungen *ihre Zeit* geben. Tatsächlich konnte die Moderne als das Zeitalter der Zeitpläne, der Stundenpläne, der Fahrpläne und der Studienpläne nur funktionieren, wo und weil sie jenen Predigersatz radikal implementiert hat. Die arbeitsteilige, industrialisierte Flächen- und Massengesellschaft bedarf (zunächst) unweigerlich fester und festgelegter Zeiten, weil sie sonst ihre Handlungsketten nicht koordinieren und synchronisieren könnte - und weil die Subjekte ihren Alltag und ihr Leben nicht zu organisieren vermöchten. Die Sozialsphären der Berufsarbeit und der Familie, aber etwa auch der Kirchen, Sportvereine und Bürgerinitiativen, treten in der Moderne funktional und normativ, aber auch in ihrer sozialstrukturellen Verankerung auseinander.

⁸ Koselleck, Reinhart 1989: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Die Individualität der Subjekte entwickelt sich, wie schon Georg Simmel bemerkt hat, gerade dadurch, dass sie auf diese Weise in ganz unterschiedliche soziale Kreise mit je anderer sozialer Zusammensetzung inkludiert sind.⁹ Die funktional differenzierte Moderne wird deshalb erst dadurch funktionsfähig, dass jedem Ding bzw. jeder Handlungssphäre ein festgelegter ‚Timeslot‘, also ein festes Zeitfenster zugeordnet wird. So gilt (oder galt) etwa die Zeit zwischen 8 und 17 Uhr als die der Berufsarbeit zur Verfügung stehende Zeit, der sich etwa die ‚Einkaufszeit‘ bis 18.30 anschloss. Der Sonntag Morgen gilt als klassischer ‚Timeslot‘ für Gottesdienste, der Sonntag Nachmittag dagegen als der ‚richtige‘ Zeitraum für den Familienausflug, während der Mittwoch Abend und der Samstag Nachmittag (lange Zeit und in bestimmten Milieus) die für den professionellen Fußball reservierte Zeit bildete. Und so zieht (oder zog) sich durch alle Sozialsphären ein feines Muster von Zeitfenstern, welche durch Öffnungs- und Sendezeiten, durch Fahrpläne und Unterrichtspläne etc. organisiert wird. Jedes ‚Ding‘ hat ein (oder auch mehrere, aber stets genau bestimmte) Zeitfenster zur Verfügung. Lange Zeit hindurch – in der ‚klassischen‘, ‚fordistischen‘ oder ‚organisierten‘ Moderne, die erst im Übergang zum 21. Jahrhundert wirklich zu Ende zu gehen scheint – organisierte und strukturierte eben dieses Zeitmuster den Alltag der Subjekte in erheblichem Maße. Weil Individuen in die jeweiligen Bereiche Arbeit, Familie, Vereine, Kirchen, Parteien, Behörden etc. nur partiell eingebunden sind, sind sie, wie schon Parsons bemerkte und wie Zerubavel detailreich herausgearbeitet hat,¹⁰ um den Preis der Exklusion dazu gezwungen, ihr Engagement in den jeweiligen Sozialsphären exakt sequenziert mit Hilfe von Stunden-, Tages-, Wochen-, Monats- und Jahresplänen zu bestimmen und entsprechend der jeweiligen bereichsspezifischen Muster zu synchronisieren. Die oft konstatierte Dominanz der abstrakten Zeit über die ‚Ereigniszeit‘ in modernen Gesellschaften, die sich etwa darin offenbart, dass Ereignisse wie eine Diskussionsveranstaltung, ein Seminar oder ein Arbeitstag nicht dann beendet sind, wenn die anstehenden Aufgaben gelöst wurden, sondern wenn ein bestimmter Zeitraum verstrichen ist, ist daher nicht einfach eine kulturelle Besonderheit, sondern sie erscheint als eine sozialstrukturelle Notwendigkeit. Interessanterweise gilt nun diese relativ feste zeitliche Organisation der Ereignisketten jenseits der Alltagssphären auch für die Strukturierung und Planung des Lebenslaufs, mithin also für die *lebenszeitliche Perspektive*.

⁹ Georg Simmel 1908: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (Gesamtausgabe Bd. 11, hg. von Otthein Rammstedt). Frankfurt am Main 1992: Suhrkamp.

¹⁰ „The fact that there is a time for each of many different activities [...] keeps the claims of each from interfering with those of the others. In fact, a society so complex as ours probably could not function without relatively rigid time scheduling“, schreibt Parsons (1951, S. 302), vgl. Zerubavel 1981, insbesondere S. 31ff.

Die Vorstellung, dass im Lebenslauf eines Menschen jedes Ding (d.h. jedes erwartbare strukturierende Ereignis) ‚seine Zeit‘ im Sinne eines ‚richtigen‘ zeitlichen Ortes in der Ereignissequenz hat, prägt die ‚klassisch‘ moderne Gesellschaft sogar noch weit stärker als traditionale Gesellschaften. Tatsächlich entwickelt sich in ihr seit dem 19. Jahrhundert ein festes, institutionell abgesichertes ‚Lebenslaufregime‘, aus dem sich eine erwartbare, orientierungsstiftende, zeitlich strukturierte ‚Normalbiographie‘ ableiten lässt.¹¹ *Kinder gehen mit sieben Jahren in die Schule. Diese dauert neun Jahre. Danach ist es Zeit für die Bundeswehr oder den Zivildienst. Dann kommt die Zeit für einen Ausbildungsgang. Und weiter: zwischen 20 und 25 Jahren folgt der Beginn der Erwerbsarbeit. Mit 65 wird es dann Zeit aus der Erwerbsarbeit herauszutreten.* Neben dieser erwerbsbiographischen Sequenz entwickelte sich eine parallellaufende familienbiographische Erwartungsstruktur: *Kinder wachsen in einer Herkunftsfamilie auf, die sie dann etwa mit dem Abschluss des Ausbildungsganges verlassen, um früher oder später zu heiraten und eine eigene ‚Kernfamilie‘ zu gründen, die (nach Erreichen eines gesicherten Einkommens) um eigene Kinder vergrößert wird. Diese sollten dann mit dem Eintritt der Eltern in den Ruhestand selbst erwachsen sein und ausziehen:* Die erwerbsbiographische Ruhestandsphase fällt daher ‚normalbiographisch‘ mit der familienbiographischen ‚Empty Nest-‘ Phase zusammen. Die normativen Erwartungen und die institutionelle Verankerung (etwa in der Schul- und Wehrpflicht, aber vor allem auch im System der sozialen Sicherung) der Moderne implizierten dabei, dass diese Sequenzen kollektiv auch dann erhalten blieben, wenn die individuellen Biographien qualitativ natürlich ganz verschieden ausfielen und immer auch Abweichungen von diesem ‚normalbiographischen Muster‘ aufwiesen. Schließlich zeigt sich, dass auch der zeitalterbezogene Blick auf die Abfolge epochaler Entwicklungen von der Erwartung fester Sequenzmuster bestimmt war. Wie tief verankert diese im Bewusstsein der Moderne sind (oder waren), lässt sich instruktiv anhand der vier politischen Phänomenbegriffe der Folter, der Piraterie, der Demokratie und des Sozialstaates zeigen: Ohne Zweifel gab es auch um 1950, 1970 oder 1990 in verschiedenen Weltgegenden Akte der Piraterie und der Folter. Doch in der Perspektive westlich-moderner Gesellschaften bestand zu jenen Zeitpunkten kein Zweifel daran, dass diese Akte Ordnungsmustern der Vergangenheit angehören, dass sie punktuelle ‚Rückfälle‘ darstellen und langfristig überwindbar sind.

¹¹ Maßgebend dafür immer noch: Martin Kohli 1985: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37: 1-29

Umgekehrt gab es zwar auch Weltgegenden, in denen Demokratie und Sozialstaat (noch) nicht etabliert waren, doch hegte kaum jemand Zweifel, dass diesen *die Zukunft* gehören werde; insbesondere nicht um 1990, als manchem die Geschichte zu Ende schien. Das gleichzeitige Auftreten von Piraterie und Demokratie, von Sozialstaat und Folter lässt sich aus der ‚klassisch-modernen‘ Perspektive kaum anders denn als ein Moment der ‚Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen‘ begreifen: Folter und Piraterie gehören konzeptuell in die Vergangenheit, Demokratie und Sozialstaat aber in die Zukunft. Meine Diagnose lautet nun, dass sich diese Zeitqualität der sozial konstruierten, aber fest verankerten, erwartbaren Zeitstrukturen im 21. Jahrhundert in beschleunigtem Maße zersetzt, und zwar auf allen drei Zeitebenen des Alltags, des Lebens und der Epoche. Aus dieser These erklärt sich meine Überschrift, die ich hier als Leitmotiv benutze: Jedes Ding hat *keine* Zeit. Damit möchte ich zum Ausdruck bringen, dass wir dabei sind, eine Gesellschaft zu schaffen, in der Prozesse, Ereignisse und Handlungen immer häufiger keine feste Zeit, keine erwartbare Dauer, keinen Ort in der zeitlichen Reihung mehr haben. Im Leben wie im Alltag und ebenso in der Geschichte *weiss man nie, was als nächstes kommt, und wie es kommt*. Der Alltag ist flexibel und unberechenbar geworden. Das lässt sich schon an der Mittagspause erkennen: Man kann nicht mehr einfach davon ausgehen, dass sie um 12 Uhr beginnt: *Der eine macht um Zwölf Mittagspause, der andere um Eins, der Dritte fängt vielleicht um zwölf Uhr erst zu arbeiten an*. Es gibt kaum mehr feste Zeitfenster, nach denen sich Handlungen gleichsam ‚naturwüchsig‘ koordinieren lassen. Daher empfehlen aktuelle Zeitmanagementbücher und -ratgeber auch nicht länger, strikte Terminpläne zu entwerfen. Stattdessen raten sie zu ‚flexiblem Handling‘ und zur Bereitschaft des kurzfristigen Umdisponierens.¹² Es gibt für die Mittagspause keine sozial und kollektiv vorgesehene Zeitstelle mehr. Sie ist flexibel gestaltbar. Das gleiche gilt beispielsweise für das *Einkaufen*. Die Geschäfte bleiben immer länger geöffnet, so dass der Einkauf nicht mehr bis 18.30 erledigt sein muss, sondern nahezu jederzeit, vielleicht auch im Internet, stattfinden kann. Im Netz regiert ohnehin längst die 24/7-Gesellschaft: Weil in der virtuellen Welt des Internet alle Dinge jenseits aller zeitlichen Ordnungen *zugleich präsent sind*, kann es geradezu als Inbegriff der spätmodernen Vereinigung des Predigermottos gelten: Im Netz haben die Dinge definitiv ‚keine Zeit‘ im Sinne der sequentiellen Ordnung.

¹² Vgl. dazu sehr instruktiv: Hörning, Karl H./Ahrens, Daniela/Gerhard, Anette 1997: Zeitpraktiken. Experimentierfelder der Spätmoderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ebendies gilt nun aber auch (und in zunehmendem Maße) für viele Berufstätigkeiten. Sowohl örtlich als auch zeitlich werden Beruf- und Privatleben tendenziell wieder ent-differenziert. Eine wachsende Zahl von Beschäftigten arbeitet nicht nur nicht mehr zwischen 8 und 17 Uhr, sondern sie arbeitet zu völlig unterschiedlichen, ent-kollektivierten und flexibilisierten Zeiten, die sich regellos mit den Familien- oder Freizeiten überschneiden, wobei sie den USB-Stick und das Mobiltelefon als ihr virtuelles Büro stets einsatzbereit am Leibe tragen. Die wechselseitige zeitliche ‚Durchlässigkeit‘ der Sozialsphären und damit die Auflösung ihrer Zeitfenster, die durch die neuen Kommunikationstechnologien ermöglicht wird, geht dabei nicht nur von der Sphäre der Erwerbsarbeit, sondern auch von der Familie, aber auch von Bürgerinitiativen, Freizeiteinrichtungen etc. aus. Aus *allen* Lebenssphären erreichen spätmoderne Akteure Anrufe, Nachrichten und Informationen zu (fast) allen Zeiten, und sie selbst werden zu allen möglichen Zeiten für diese Sphären aktiv, so dass nahezu alle Lebenssphären gleichzeitig präsent sind. Abrupte Sphärenwechsel und -überlappungen entstehen dabei nicht nur dadurch, dass neue *Ansprüche* an die Akteure gestellt werden, sondern auch dadurch, dass sie selbst jederzeit neue Ideen und Einfälle entwickeln. So gilt im Alltag, dass die Dinge in der Tendenz ‚ihre‘ Zeiten verlieren, weil sie alle rund um die Uhr und zugleich präsent sind. Ebendiese Entwicklung lässt sich nun aber auch im (lebenszeitlichen) Blick auf die Zeitstrukturen des Lebenslaufes beobachten. An die Stelle des in erwartbare Phasen strukturierten Lebenslaufs tritt die zeitliche ‚Bastelbiographie‘: *Menschen kriegen Kinder, bevor sie heiraten*, oder sie sind *zuerst als Paare gebunden und leben danach wieder als Singles*. Es gibt sogar einen vielerorts beobachteten Trend, dass junge Menschen mit 16, 17 oder 18 Jahren von zu Hause ausziehen und dann im Alter von 25 oder sogar 30 Jahren wieder ins Elternhaus zurückkehren, mit oder ohne eigene Kinder. Ähnlich verhält es sich im Berufsleben. Spätmoderne Akteure müssen stets damit rechnen, dass nach der Ausbildung nicht die Berufstätigkeit folgt, sondern erst einmal die Erwerbslosigkeit, und dass sich an eine Erwerbsphase eine weitere Ausbildungsphase und dann wiederum eine erwerbslose Phase anschließen mag. Ebenso wie der Eintritt in die Post-Erwerbsarbeitsphase in Form des Vorruhestands früher als normalbiographisch erwartet erfolgen kann, mag sich diesem nach einiger Zeit auch wieder eine neuerliche Spätphase der (vielleicht geringfügigen) Erwerbsarbeit anfügen. Auch hier gilt also: Die Dinge haben nicht mehr ihre feste Zeit, sie sind nicht länger erwartbar, sondern in ihrer Ereignissequenz hochgradig kontingent. Konsequenterweise beginnt sich inzwischen auch die Perspektive der Akteure auf den Alltag und auf den Lebenslauf zu ändern. Empirische Untersuchungen machen deutlich, dass spätmoderne Subjekte zunehmend davon abrücken, ihren Alltag und

ihr Leben langfristig zu planen und zu strukturieren; stattdessen *nehmen sie Dinge, wie sie kommen*. „Man muss sehen, wie sich die Dinge entwickeln“, ist zu einer Standardphrase geworden. Erfolgreich (und glücklich) sind diejenigen Individuen, die sich zu ‚Wellenreitern‘ des Alltags und des Lebens entwickelt haben: Wenn sich ein Gelegenheitsfenster öffnet, wenn sich eine überraschende Chance oder Änderung ergibt, sind sie bereit, ihre bestehenden (Alltags- oder Lebens-) Pläne über den Haufen zu werfen und ‚zu springen‘.¹³ Und die Geschichtserfahrung? Kehren wir zurück zu dem oben gewählten Beispiel: Die dominante Perspektive auf Folter und Piraterie einerseits, Demokratie und Sozialstaat andererseits hat sich gravierend gewandelt: Inzwischen wird auch in den entwickeltsten westlichen Staaten darüber diskutiert, ob und wann Folter zulässig sein könnte, und die Piraterie feiert (zumindest medial) ein derart furioses Comeback, dass beide – Folter und Piraterie – nicht länger als Phänomene der Vergangenheit verbucht werden können. Sie scheinen entweder ‚zeitlos präsent‘ oder aber sogar wegweisend für eine neue (wenig verlockende) Zukunft. Umgekehrt gilt vielen der Sozialstaat alter Prägung als überholt und reformbedürftig, während durch die Erfolge der als schnell, handlungsfähig und effizient erscheinenden (semi-) autoritären Regime in Russland und Südostasien und durch die politischen Krisen demokratischer Staaten die Überlegenheit und Zukunftsfähigkeit der Demokratie von Neuem und so massiv in Frage gestellt wird, dass Bücher über die ‚Postdemokratie‘ zu Verkaufsschlagern werden.¹⁴ Das soll keineswegs heißen, dass nun in einer einfachen Verkehrung *Sozialstaat* und *Demokratie* für die Vergangenheit, *Piraterie* und *Folter* aber für die Zukunft stünden. Was hier vielmehr zum Ausdruck kommt ist die Verwirrung und Unsicherheit über erwartbare Sequenzmuster: Alle vier Phänomene treten ohne zeitliche Struktur nebeneinander auf; wann und wo sie sich festigen oder verflüchtigen lässt sich nicht mehr vorhersagen. Auch was die Sequenzierung anbelangt lautet mithin also die Diagnose: *Jedes Ding hat keine Zeit*, weil einerseits vieles gleichzeitig präsent ist und andererseits Verlaufsmuster eher zufällig entstehen.¹⁵

¹³ Für entsprechende Belege und eine ausführliche Diskussion vgl. Rosa, Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005, S. 362ff.

¹⁴ Colin Crouch, Postdemokratie

¹⁵ Diese ‚Entzeitlichungstendenz‘ lässt sich sogar an den sozialen Erfahrungen in der Konsumsphäre beobachten: Auch *Erdbeeren* und *Lebkuchen* verlieren ihre soziale Zeit: *Es gab eine Zeit, da war Erdbeerzeit mit Sommer verknüpft, mit Juli und August. Heute gibt es Erdbeeren rund um das Jahr, jedenfalls in der Tiefkühltruhe. Das gleiche gilt für Lebkuchen. Es gibt sie nicht mehr nur an Weihnachten, sondern das ganze Jahr über, und es gibt auch ganzjährige Weihnachtsshops. Jedes Ding hat keine Zeit, weil alles rund um die Uhr, rund um das Jahr vorhanden ist.*

V Präsenzzeit

Die dritte Bedeutung der Vorstellung, dass alle Dinge ‚ihre Zeit‘ haben, bezieht sich auf ihre jeweilige (individuelle oder kollektive) historische Aktualität, auf ihre ‚Gebrauchszeit‘ oder ‚Geltungsdauer‘. So reden wir manchmal davon, dass ein bestimmter Sport- oder Musikstar ‚seine Zeit‘ schon gehabt habe, das gilt aber auch für einen Modestil oder ein Automodell. Bezogen auf den *Alltag* lässt sich dies leicht an Gebrauchsgegenständen illustrieren: Während die Schreibmaschine, der Rechenschieber oder das Telefon mit Wählscheibe ‚ihre Zeit‘ gewissermaßen ‚kollektiv‘ im 20. Jahrhundert hatten – sie ist inzwischen abgelaufen –, lässt sich das von je konkreten Gegenständen für den je spezifischen Alltag von Individuen sagen: Die Zeit meines roten Rollkragenpullis, meines Opel Kadett oder meiner blauen Kaffeetasse lässt sich jeweils recht genau definieren, sie ist inzwischen in allen drei Fällen abgelaufen. In lebenszeitlicher Perspektive lässt sich etwa meine *Gelsenkirchener Zeit*, *meine Zeit mit Elsa*, oder *meine Zeit bei den Methodisten* exakt bestimmen: Auch diese ‚Dinge‘ hatten ihre feste Zeit in meinem Leben. Schließlich sind *historische Epochen* oft durch die Präsenz bestimmter Institutionen, Personen oder auch Stile geprägt. Der Wohlfahrtsstaat, das Wirtschaftswunder, die 68er, der Stummfilm: Sie alle hatten ‚ihre Zeit‘ und ‚färbten‘ dabei den Charakter ihrer jeweiligen Epoche. Lässt sich auch in diesem Sinne eine Erosion der ‚Eigenzeit‘ beobachten? Ich meine Ja. Moderne Gesellschaften stehen, wie schon bemerkt, unter andauerndem *Innovationsdruck*; sie sind durch eine progressive Steigerung der sozialen und technischen *Innovationsraten* gekennzeichnet.¹⁶ In der Spätmoderne, so meine ich, sind diese Innovationsraten in allen drei Zeithorizonten (Alltag, Leben, Epoche) so hoch geworden, dass die Dinge ihre Geltung verlieren, aus der Mode kommen oder verändert werden, bevor sie in Alltag, Leben oder Epoche ‚historisch‘ bzw. lebenspraktisch *anverwandelt* werden konnten. Ihnen bleibt daher keine Zeit mehr, Alltag, Leben oder Epoche zu prägen. Wo ließe sich solches beobachten? Man muss nicht erst die extrem kurze ‚Präsenzzeit‘ der neuen Medienstars bemühen, wie sie etwa bei ‚Deutschland sucht den Superstar‘ generiert werden. Was Karl Marx als Tendenz für die Produktionsmittel – insbesondere für die Maschinen – beobachtete, gilt heute für die Mehrzahl der hergestellten Produkte: Ihre Zeit ist abgelaufen, bevor sie physisch zerschlissen sind. Kaum jemand trägt heute seine Kleider noch, bis sie wirklich und irreparabel zerrissen sind, sie kommen vorher aus der Mode.

¹⁶ Vgl. Lübke, Hermann 1998: Gegenwartsschrumpfung. In: Klaus, Backhaus/Holger Bonus (Hg.), Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte (3. erweiterte Auflage). Stuttgart: Schäffer/Pöschel: 129

Das gilt a fortiori für Computer, Handys, Fotokameras, Radiorecorder etc. Werden Konsumprodukte alltagsuntauglich, bevor sie jemals ‚richtig‘ zum Einsatz kamen, d.h., werfen wir Kleider, Schuhe, Lebensmittel oder technische Geräte weg, ohne sie wirklich benutzt zu haben, lässt sich mit Fug und Recht sagen, dass ihre Zeit abgelaufen sei, bevor sie anfang: Sie hatten ‚ihre Zeit‘ nicht. Das mag in lebenszeitlicher Perspektive auch für Arbeitsstellen, Wohnorte oder Lebenspartnerschaften gelten, die aufgegeben wurden, bevor sie identitätsstiftend oder -prägend werden und damit *lebenszeitliche Bedeutung* gewinnen konnten. Und es gilt für soziale und politische Organisationen und Institutionen. In manchen gesellschaftlichen Feldern (etwa im Bereich der Jugendpflege, im Hochschulwesen oder auch im Bereich der permanenten Reorganisation von Konzernen) ändern sich Institutionen und Regelungen so schnell, dass sich keine Routinen mehr ausbilden können. Eindrucksvoll lässt sich dies derzeit bei dem Versuch, einerseits neue Studiengänge und andererseits neue Formen der elektronischen Hochschulverwaltung gleichzeitig einzuführen, beobachten: Organisationsmuster und Praxisformen veralten und werden abgeschafft, ehe sie routinisiert werden können, ‚ihre Zeit‘ fällt vielfach einem ‚organisatorischen Kammerflimmern‘ zum Opfer.¹⁷ Ist indessen die Zeit von Stars, Produkten, Maschinen und Praxisformen zu kurz, um einen epochenprägenden Charakter dergestalt zu gewinnen, dass man sich bei ihrem Anblick auch kontextuell in eine bestimmte Zeit zurückversetzt fühlt, so taugen sie nicht einmal fürs Museum: Die *Schellackplatte* ist dort gut aufgehoben, die *Floppy-Disc* dagegen lässt sich kaum mehr musealisieren.

¹⁷ Ein besonders schönes Beispiel: In einer niedersächsischen Stadt wurde vor einigen Jahren eine neue Form des Dualen Abfallbeseitigungssystems eingeführt: Die Bürger wurden gebeten, ihren Müll dreifach zu sortieren. Eine Privatschule ließ sich daraufhin von einer Firma neue Mülleimer mit roten, grünen und blauen Dächern bauen und entwarf ein ausgeklügeltes System, eine Art Müll-Lehrplan, um den Schülern die Bedeutung und die richtige Praxis zu vermitteln. Just als Mülleimer geliefert und Lehrplan institutionalisiert waren, änderte die Stadt ihr Müllkonzept schon wieder: Die Schule sollte nun allen Müll in einen Zentralbehälter werfen. Die Zeit der Mülleimer und des Lehrplans war mithin schon bei der Einführung abgelaufen: Organisatorisches Kammerflimmern.

Fazit

Dies also ist der dreifache Sinn, in dem in der Spätmoderne die Dinge, d.h. Institutionen, Gebrauchsgegenstände, Assoziationsmuster und Praxisformen tendenziell ‚ihre Zeit‘ verloren haben, in dem sie *keine Zeit* mehr haben: In dem Versuch, sie zu beschleunigen, erodiert ihre Dauer und korrodiert ihre ‚Eigenzeit‘; sie verlieren ihre Position in plan- und vorhersehbaren Ereignissequenzen; und sie verlieren ihre Aktualität und Gültigkeit, bevor sie materialiter veraltet sind. Dies hat offensichtlich Konsequenzen nicht nur für den Alltag, sondern auch für die lebenszeitliche Perspektive der Subjekte und für ihre Fähigkeit, ihren Alltag und ihr Leben in narrativer Form aufeinander zu beziehen und mit den je perzipierten historischen bzw. epochenspezifischen Erfordernissen zu vermitteln. So vermutet etwa Peter Ahlheit, dass die wachsende Inkongruenz der drei akteursleitenden Zeithorizonte (d.h. das Auseinanderfallen der Perspektiven von Alltagszeit, biographischer Zeit und historischer Zeit) in modernen kapitalistischen Gesellschaften und deren daraus resultierende Unversöhnbarkeit die Ursache dafür sei, dass Individuen ‚ihre‘ Zeit (in allen drei Referenzen) als ‚entfremdet‘ wahrnehmen. Dies führe zum Verlust der Fähigkeit, das je eigene Leben narrativ in eine referenzstiftende Vergangenheit und eine sinnstiftende Zukunft einzubetten und daraus zumindest mittelfristig zeitresistente Handlungsorientierungen zu gewinnen.¹⁸ Die tendenzielle Auflösung generationenstiftender Stabilitätshorizonte, die nur dort noch gewährleistet sind, wo im zwischengenerationalen Gespräch etwa Großeltern (oder Eltern) und Enkel jeweils bedeutungsvoll von ‚Eurer Zeit‘ und ‚unserer Zeit‘ reden können, wirft Probleme auch für die kulturelle Reproduktion auf: Es ist schwierig, Wissensbestände zu tradieren, wenn Sequenzmuster unkenntlich und Präsenzzeiten minimiert werden und zugleich auch Bildungsprozesse unter immensen Innovations- und Beschleunigungsdruck gesetzt werden. Die ‚zeitlose Zeit‘¹⁹ der gegenwärtigen Gesellschaftsformation zeitigt politische und subjektbezogene Konsequenzen, die in ihrer ganzen Tragweite zu überblicken wir heute noch gar nicht in der Lage sind.²⁰

¹⁸ Ahlheit 1988; vgl. Sennett 1998 sowie Achtner/Kunz/Walter 1998.

¹⁹ Manuel Castells 1996: The Rise of the Network Society (The Information Age: Economy, Society and Culture Bd. 1). Oxford: Blackwell, S. 429ff.

²⁰ Für einen ersten Versuch vgl. Rosa, Beschleunigung (2005), Kapitel XI und XII.

Literatur:

- Achtner, Wolfgang/Kunz, Stefan/Walter, Thomas** (1998), *Dimensionen der Zeit. Die Zeitstrukturen Gottes, der Welt und des Menschen*. Darmstadt.
- Ahlheit, Peter** (1988), »Alltagszeit und Lebenszeit«, in: Rainer Zoll (Hg.). *Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit*, Frankfurt/M., S. 371-386.
- Anders, Günther** (1987), *Die Antiquiertheit des Menschen, Bd.2, Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution*, München.
- Castells, Manuel** (1996), *The rise of the network society*, Cambridge, Mass. u.a.
- Crouch, Colin** (2008), *Postdemokratie*, Frankfurt/M.
- Garhammer, Manfred** (1999), *Wie Europäer ihre Zeit nutzen. Zeitstrukturen und Zeitkulturen im Zeichen der Globalisierung*, Berlin.
- Giddens, Anthony** (1987), »Time and Social Organization“, in: Anthony Giddens (Hg.), *Social Theory and Modern Sociology*, Stanford, Calif., S. 140-165.
- Hörning, Karl H./Ahrens, Daniela/Gerhard Anette** (1997), *Zeitpraktiken. Experimentierfelder der Spätmoderne*, Frankfurt/M.
- Kohli, Martin** (1985), »Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 37, H. 1, S. 1-29.
- Koselleck, Reinhart** (1989), *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M.
- Lübbe, Hermann** (1998), »Gegenwartsschrumpfung«, in: Klaus Backhaus/Holger Bonus (Hg.), *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte*, Stuttgart, S. 129-164.
- Meier-Koll, Alfred** (1995), *Chronobiologie. Zeitstrukturen des Lebens*, München.
- Parsons, Talcott** (1951), *The social system*, New York, NY u.a.
- Reheis, Fritz** (2007), *Bildung contra Turboschule! Ein Plädoyer*, Freiburg im Breisgau u.a.
- Robinson, John P./ Godbey, Geoffrey (1999), *Time for life. The surprising ways Americans use their time*, University Park, PA.
- Rosa, Hartmut** (2005), *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt/M..
- Sennett, Richard** (1998), *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin.
- Simmel, Georg** (1992), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt/M.
- Zerubavel, Eviatar** (1981), *Hidden rhythms. Schedules and calendars in social life*, Berkeley.